

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
monatliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Grunwald'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 19. November 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Im Labyrinth der Sünde.

Kriminalroman von A. K. Green.

Aus dem Amerikanischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

„Arthur“, sagte sie mit sanfter Stimme, daß es einen nach der stürmischen Szene, die sich eben abgepielt hatte, ordentlich wohlthuend berührte, „wirst Du mir jemals verzeihen können?“

„Ich Dir verzeihen, mein Herzenslieb?“ fragte er verwundert. „Was hätte ich Dir zu verzeihen? Warst Du nicht mein Trost in der Vergangenheit? Wirst Du nicht mein höchstes Glück in der Zukunft sein?“

„Nein, nein, ich meine, kannst Du mir verzeihen, daß ich Dich geheiratet habe?“

„Alice!“ Er sagte es mit unendlicher Zärtlichkeit, indem er ihr Köpfchen aufhob und ihr ernst in die Augen schaute. „Alice, Du bist jetzt mein Weib. Noch klingen mir die Worte des Geistlichen im Ohr, die uns auf ewig vereinigten. Und diese erste Stunde, in der wir uns ganz angehören, wollen wir uns nicht durch Zweifel und Bedenken über das, was wir getan haben, trüben. Laß uns die Wonne des Augenblicks genießen und nur daran denken, daß wir jetzt eins sind, selbst wenn wir auch anderen dadurch Enttäuschung bereitet haben.“

Sie schüttelte leise den Kopf. „Das ist es nicht, was ich meine, Arthur, sondern daß ich Dich heute in solcher Überstürzung heiratete, entgegen meiner bisherigen Erklärung.“

„Und Du denkst, daß ich Dich deshalb tadelte?“ gab er mit halbem Lächeln zurück. „Meinst Du, mein Herz hätte nicht jubelt, als Du mir zuflüsterst: „Ich bin bereit, Arthur, zu tun, was Du so dringend wünschst. Wenn Du es verlangst, will ich noch heute die Deine werden?““

„Ach, Arthur“, seufzte sie mit jähem Erröten, das ihr ohnehin hübsches Gesicht wunderbar verschönte, „jedes dieser Worte trifft mich wie ein Vorwurf, sie lassen mich fühlen, daß niemand des Vertrauens so unwürdig ist wie Alice Dudley.“

„Alice Sutton“, verbesserte er. „Das macht einen großen Unterschied, mein Lieb.“

Die Nennung des Namens schien sie seltsam zu berühren. „Ja“, nickte sie nachdenklich, „das ist ein Unterschied. Aber dennoch bleibt für beide gleich, in allen Dingen wahr zu sein, und ich konnte nicht über die Schwelle unserer Ehe schreiten mit einer Unwahrheit im Herzen. Auf die Gefahr hin, Deine Liebe zu verlieren, für immer von Dir getrennt zu werden, muß ich offen und ehrlich gegen Dich sein. So wisse denn, Arthur, ich hätte heute nicht eingewilligt, Dich zu heiraten, wäre es nicht wegen des Verschwindens der Diamanten Deiner Mutter gewesen.“

„Alice!“ kam es wie ein Vorwurf über seine Lippen.

Sie wogte kaum, aufzuschauen. „Ich weiß, ich hätte Dir trauen sollen“, sagte sie in zerknirschem Ton, „hätte Dich einer solchen Tat nicht fähig halten dürfen. Aber wenn Du alles weißt, wirst Du mir doch vielleicht verzeihen. Ich sah Dich nämlich, während Deine Mutter unten war, heimlich in ihr Zimmer treten und nach einer Minute ebenso leise wieder fortgehen, indem Du etwas Glänzendes verbargst. Ich dachte mir natürlich nichts dabei, bis ich vom Nebenzimmer beobachtete, wie Deine zurückgekehrte Mutter an den Kamin trat, auf dem ihr offener Schmuckkasten stand, wie sie dann hastig das Fenster öffnete und nachher das Haus mit der Nachricht alarmierte, ein Dieb sei eingestiegen und habe ihre Diamanten gestohlen. Ich mußte das wohl auch glauben, denn ich konnte doch nicht ahnen, daß sie, als sie einen Moment am Kamin stand, so blitzschnell das Halsband aus dem Kasten genommen und bei sich versteckt hatte. So mußte ich annehmen, sie habe das gesagt, um jemand, den sie liebte, zu schützen, weil dieser nach ihrer Überzeugung die Tat begangen. Sie als Mutter kannte doch ihren Sohn und wenn sie ihn schuldig glaubte, was sollte ich einfaches Mädchen, das ihn sogar bei der Tat gesehen, anders denken? Du siehst, Arthur“, schloß sie, in Tränen ausbrechend, „Deine Mutter trägt die Schuld, sie allein weckte den Verdacht in mir —“

„Soll ich Dir erklären, was Du gesehen?“ sagte er ruhig, indem er ein glattes Armband mit daran hängenden Silbermünzen aus der Brusttasche nahm und ihr hinhielt. „Das war es, was ich aus dem Zimmer meiner Mutter holte. Ich hatte es auf dem Sofa liegen sehen, Alice, und suchte danach, es an meine Lippen zu drücken.“

„O Arthur“, unterbrach sie ihn, „das ist ja mein Armband!“

Beschämt senkte sie den Kopf, aber sie fühlte wohl den traurig-ernsten Blick, der auf ihr ruhte. Und diesen Blick vermochte sie nicht zu ertragen, mit stummer Bitte in den Augen schaute sie zu dem Gatten auf. Würde er ihr einen Vorwurf machen? Sich zürnend von ihr abwenden? So mochte sie wohl denken. Doch nein, er ergriff ihre beiden Hände und stellte nur die Frage: „Alice, trotzdem hast Du eingewilligt, die Meine zu werden?“

Eine liebevolle Röte stieg in ihre Wangen; sie sah entzückend schön aus, als sie voll Innigkeit erwiderte: „Ich liebte Dich, Arthur, und ich hatte gehört, daß eine Frau nicht gezwungen werden kann, gegen ihren Mann zu zeugen.“

Mit einem Jubelruf schloß er sie in seine Arme. Wirklich, ich habe nie ein glücklicheres Paar gesehen, wie diese beiden. Sie hatten alles um sich her vergessen, die Szene zwischen dem Bankier und seiner Frau — den Zorn der Mutter — alles.

Erst nach geraumer Weile verließen sie das Zimmer und nun endlich konnte auch ich meinem Versteck entweichen. Da es für mich nichts mehr zu tun gab, hielt ich mich nicht länger auf und ohne nochmals ein Glied der Familie gesprochen zu haben, kehrte ich — es war Mitternacht geworden — in meine Wohnung zurück.

Sorbeerer hatte ich mir bei dieser Geschichte nicht gesammelt, aber meine Menschenkenntnis bereichert, und das ist für einen Detektiv mindestens ebenso viel wert.“

V.

„Eine merkwürdige Lösung des mysteriösen Falles!“ bemerkte Roberts, als sein Freund geendet.

„Ja“, nickte Harrison, „die merkwürdigste, die sich denken läßt. Und 's ist zum ersten Mal gewesen, daß ich in einer Kriminalsache, die sich hier allerdings als eine fingierte entpuppt hat, eine so völlig passive Rolle gespielt habe. Auf jeden Fall aber war es eine hochinteressante Charakterstudie, die ich an jenem Abend machte.“

„Ob sich Herr Irving wohl über den Verlust der Steine getröstet und mit seiner Frau ausgeföhnt hat?“

„Herr Irving?“ wiederholte Harrison. „Ja siehst Du, lieber Freund, hier setzt das tragische Moment der Geschichte ein. Seit gestern Abend nämlich ist der Bankier verschwunden. Er hat enorme Schulden hinterlassen und seine Gläubiger haben das Nachsehen. Das meiste freilich soll er in Spekulationen verloren haben. Nun kann ich mir auch erklären, weshalb ihm sobiel an der Wiedererlangung der Diamanten lag. Für jemand, der vor dem Ruin steht, können 25 000 Dollars wohl zum Rettungsanker werden. Sicher hätte diese Summe ihm die Flucht bedeutend erleichtert, die Enttäuschung muß ein harter Schlag gewesen sein.“

„Und seine Frau?“

„Sie ist zu bedauern, denn sie hatte keine Ahnung von der Lage ihres Mannes. Wie ich höre, soll auch sie ihr ganzes Vermögen bei der Katastrophe eingebüßt haben und somit wird ihr wohl nichts anderes übrig bleiben, als bei ihrem Sohne Zuflucht zu suchen. Für diese stolze Frau vielleicht das Bitterste, nachdem sie sich so unverzöhnlich gegen ihn gezeigt und seine junge Gattin mit solcher Mißachtung behandelt hat.“

„Doch es ist spät geworden“, unterbrach er sich, indem er auf die Uhr sah. „Morgen Abend, Willi, erwarte ich Dich bei mir, um Deine Erlebnisse zu hören.“

„Ich komme“, versprach Roberts. „Wirst Dich wundern, was ich Dir erzählen werde.“

„Von den Falschmünzern?“

„Nein, die habe ich leider immer noch nicht erwischt, bin aber doch nahe daran. Auf der Suche nach ihnen geriet ich jedoch in eine andere Geschichte, die mich in eine vertauselt heikle Situation brachte. Na, das gebe ich Dir morgen zum besten. Ist auch ein Stückchen „Labyrinth der Seele“, wie Du es vorher so schön ausgedrückt hast. Höchster Edelsinn und tiefste Verworfenheit aus einer Wurzel entflammend. Der Gang der Handlung war im höchsten Grade dramatisch, aber die Geschichte endigte in einer fast mittelalterlichen Familientragödie.“

„Du machst mich wirklich neugierig“, fiel Harrison ein. „Also morgen Abend in meiner Klausel!“

„Topp!“ nickte Roberts und dann trennten sie sich.

Pünktlich zur verabredeten Stunde trat Roberts am folgenden Abend bei seinem Freunde ein. Dieser, von Haus aus wohlhabend, regalierte ihn zuvor mit einem erlesenen Imbiß, und nachdem sie sich dann gemütlich in dem kleinen Salon der Wohnung niedergelassen, begann Roberts den Bericht seiner Erlebnisse.

„Als wir uns in der vorigen Woche im Bureau trafen, erzählte ich Dir, daß ich im Begriff stände, nach einem kleinen

Ort in Massachusetts, Brandon, abzudampfen. Ich hoffte nämlich, dort eine Spur von meinen so eifrig gesuchten Falschmünzern zu finden, weil ich in Erfahrung gebracht hatte, daß daselbst täglich eine Anzahl Briefe unter der Chiffre X. Y. Z. einlief. Das sah verdächtig aus und war wohl wert, näher untersucht zu werden.“

Nach Rücksprache mit dem Chef fuhr ich also hinüber, voll Hoffnung, endlich einen Anhaltspunkt für meine Nachforschungen zu finden.

Das Wetter war herrlich und die Gegend, die ich durchfuhr, bot manche Naturschönheit; allein meine Gedanken waren zu sehr mit der Aufgabe, die mich erwartete, beschäftigt, als daß ich viel Sinn für den Reiz der Landschaft gehabt hätte.

Als ich in Brandon, einem kleinen, aber hübsch gelegenen Orte, den Zug verließ, begab ich mich sofort zum Posthalter, dem ich mich in meiner Eigenschaft als Detektiv vorstellte und von dem Zweck meiner Reise in Kenntnis setzte.

Bereitwillig überließ er mir den Beutel, in welchem sich die Brieffschaften unter der Chiffre X. Y. Z. befanden. Mit einer gewissen Spannung musterte ich den Inhalt. Es waren nur Briefe, die sich, mit einer einzigen Ausnahme, äußerlich sehr ähnlich sahen, obgleich die Handschriften der Adresse verschieden waren. Sie kamen aus allen Teilen Nordamerikas.

Auf dem einen im Gegensatz zu allen übrigen blauen Konvert stand in einer Ecke der Vermerk: „Aufzuheben, bis abgeholt wird.“

Während ich die Postsachen wieder in den Beutel zurücklegte, fragte ich den Beamten: „Wer holt diese Briefe ab?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete er, „denn der Betreffende ist mir ganz unbekannt. Niemand hier in der Gegend kennt ihn. Er kommt meist gegen Abend, wenn es schon stark dunkelt, in einem Break angefahren, nimmt die Briefe in Empfang und jagt, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder davon.“

„Können Sie ihn mir beschreiben?“ fragte ich.

„Ja“, erwiderte der Postmeister: „Er ist groß und mager, hält sich schlecht und sieht auffallend blaß aus. Er macht den Eindruck eines harmlosen, unbedeutenden Menschen. Nur seine Augen verraten etwas anderes; sie haben einen scharfen, durchdringenden Blick, der einen unangenehm berührt.“ Nach dieser Beschreibung konnte ich mir den Mann recht gut vorstellen — der Typus war mir durchaus nicht fremd.

„Ich hätte den Unbekannten gern gesehen“, warf ich hin.

„Nichts leichter als das“, entgegnete der Beamte gefällig. „Kommen Sie nur kurz vor sieben Uhr hierher, dann kann er Ihnen nicht entgehen.“

Mir war's recht, und da ich vorläufig nichts weiter in der Post zu tun hatte, stand ich eben im Begriff, den Schalteraum zu verlassen, als ein junger Mann hereingestürzt kam. Er war in so großer Hast, daß er mich fast umrannte.

„Entschuldigen Sie!“ sagte er mit höflicher Verbeugung, trat an den Schalter und fragte nach einem Brief unter der Chiffre X. Y. Z.

Der Postmeister winkte mich verstohlen zu sich heran. „Was soll ich tun?“ flüsterte er. „Diesen Menschen habe ich noch nie gesehen und er verlangt einen Brief unter der ominösen Chiffre.“

„Geben Sie ihm nur den Beutel!“ erwiderte ich ebenso leise. „Wir werden ja bald erfahren, was er damit macht.“

Während der junge Mann den Beutel in Empfang nahm und den Inhalt desselben musterte, hatte ich Gelegenheit, ihn zu betrachten. Er schien den besseren Ständen anzugehören, war schlank und von einnehmendem Äußern. Nur störte eine gewisse Ängstlichkeit in seinem Wesen, eine Unruhe, die sich auch beim

Durchlesen der Briefe kundgab. Mit verwunderter Miene überflog er den Inhalt derselben, dann legte er sie kopfschüttelnd auf den Tisch. Nur das Schreiben in dem blauen Koubert schien ihn zu interessieren. Er behielt es in der Hand, während er die übrigen Schriftstücke in den Beutel zurücklegte und ihn dem Beamten reichte.

„Es muß außer mir noch jemand auf diese Chiffre reflektieren,“ sagte er halbblaut, „diese Briefe sind nicht für mich.“

Mit kurzem Grüßen entfernte er sich, nachdem er den einen Brief in seine Rocktasche gesteckt hatte.

„So“, wandte ich mich an den Postmeister, „nun lassen Sie mich im Interesse der Justiz noch mal einen Blick in diese K. N. B. tun. Sie sind ja doch geöffnet.“

Der Beamte sträubte sich anfangs. Er sprach von Verletzung des Briefgeheimnisses, von Überschreitung seiner Dienstbefugnis und dergleichen mehr, schließlich jedoch gelang es mir, seine Gewissenskrupel so weit zu beruhigen, daß er mir den Beutel auslieferte. Gierig stürzte ich mich auf die Beute, allein ich sah mich schmähtlich enttäuscht. Sämtliche Briefe enthielten nur geschriebene Adressen mit beigefügter Rückantwortsmarke.

„Wieder so'n verdammt Schwindel!“ brummte ich voll Ärger. „Eine Falle für die Dummen, die nie alle werden! Wahrscheinlich die Ankündigung eines sicheren Mittels, rasch reich zu werden oder lange zu leben — natürlich nur gegen Einfindung von fünfzig Cents. Und so gehen die Leute auf den Reim.“

Mißmutig warf ich den ganzen Haufen zusammen und wollte ihn eben wieder in den Beutel stecken, als ich noch ein loses, beschriebenes Blatt bemerkte. Ich traute meinen Augen kaum. War das nicht der Brief aus dem blauen Koubert, den der junge Mann in meiner Gegenwart in seine Tasche gesteckt hatte? Wie kam das Schriftstück wieder hierher? War es Zauberei? Fast sah's so aus. Ich zerbrach mir den Kopf darüber und fand nur die eine Erklärung, daß der junge Mann, der außer dem blauen Koubert auch noch die anderen Briefe in der linken Hand hielt, den für ihn richtigen in der Eile statt in den Umschlag daneben zwischen die übrigen Schriftstücke geschoben und dies in seiner Hast nicht bemerkt hatte. Wie dem nun aber auch sein mochte, eins war klar — ich durfte mir die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, in die Geheimnisse dieses Fremden einzudringen, der ja möglicherweise — ein Detektiv ist bekanntlich immer mißtrauisch — in irgend einem Zusammenhang mit der von mir gesuchten Bande stehen konnte.

Was ich in dem Brief, der augenscheinlich mit verstellter Hand geschrieben war, las, klang seltsam genug. Der Inhalt lautete: Alles geht gut. Der rechte Moment ist da und der Versuch wird sicher gelingen. Sei heute Abend um neun Uhr an der nordöstlichen Seite des Gewächshauses. Du erhältst dort eine Maske und alles, was Du zur Erreichung Deines Zieles brauchst. Gegen eine Überraschung wird er nicht stand halten. Das Lösungswort zur Erkennung Deiner Freunde lautet: „Handstreich.“

„Aha!“ dachte ich. „Dahinter steckt was!“ Und einem plötzlichen Impuls folgend, schrieb ich die wenigen Zeilen in mein Notizbuch ab, radierte alsdann vorsichtig das Wort „nordöstlich“ aus und setzte dafür „südwestlich“ hin. Hierauf schob ich den Brief wieder in den Beutel, weil ich vermutete, der junge Mann werde bald seinen Irrtum merken und zurückkehren, um nach dem verlorenen Blatt zu suchen.

Meine Voraussetzung war richtig. Ich hatte kaum die Änderung gemacht, als der Fremde wieder erschien und sich das vermißte Schriftstück geben ließ.

Was ich getan, war eigentlich gewagt, aber ich beruhigte mich mit dem Gedanken: „Wenn er jetzt „südwestlich“ statt „nordöstlich“ liest, wird er meinen, er habe sich vorhin versehen.“

Du kannst Dir denken, Freund, daß ich, nun ich eine Fährte gefunden zu haben glaubte, mit dem Eifer eines Jagdhundes hinterher war.

Vor allem erkundigte ich mich bei dem Postmeister, wer in der Umgegend ein Gewächshaus in seinem Garten habe.

„O, das kann nur Herr Benson sein,“ entgegnete er rasch. „Die übrigen Einwohner des Ortes sind zu arm, um sich solche Spielereien zu erlauben. Lujusgärten mit Springbrunnen, Orangerien usw., wie man es bei jenem Herrn findet, gibt es hier nicht.“

„Wer ist denn dieser Benson?“ fragte ich mit begreiflicher Neugier.

„Um, das ist nicht so leicht zu sagen,“ erwiderte der Beamte. „Der reichste Mann in diesem Teil des Landes ist er gewiß, allerdings auch der am wenigsten beliebte. Vor zwei Jahren kam er von Boston herüber und baute sich hier ein Haus wie für einen König — großartig! Wozu, weiß kein Mensch, denn er scheint gar keine Freude an seinem Besitztum zu haben. Seine Kinder eher und ich glaube, das genügt ihm. Besonders der junge Benson macht sich viel im Garten zu schaffen, beschneidet die Bäume und bindet die Weinstöcke an. Ihm scheint das Landleben zu behagen. Seiner Schwester hingegen weniger. Sie liebt Menschen und Geselligkeit, zwei Dinge, von denen der alte Benson sie streng abschließt. Wahrscheinlich hält er niemand für würdig, seinen Palast zu betreten und in seinen Salons zu sitzen. Das Beste daran ist — er bewohnt sie selbst nicht, die prächtigen Räume. Immer hockt er in seinem Arbeitszimmer.“

„Ein sehr beschäftigter Mann also?“ fragte ich.

„Wahrscheinlich, obgleich niemand sieht, was er tut,“ lautete die Antwort.

Das war seltsam und reizte mich zu weiteren Fragen.

„Wie ist er denn zu seinem Reichtum gelangt?“

„Kein Mensch weiß es. Sein Vermögen scheint sich ohne sein Zutun zu vergrößern. Als er herkam, galt er schon für reich, doch jetzt soll er das Dreifache besitzen.“

„Vielleicht spekuliert er?“ schob ich ein.

„Dann tut er es durch den Sohn, denn er selbst verläßt nie das Haus.“

„Zwei Kinder hat er?“ fragte ich weiter.

„Ja. Einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn ist ein feiner junger Herr, nicht gerade populär, aber sehr geachtet. Man wird nicht warm mit ihm; dazu ist er zu ernst und zurückhaltend; aber man kann ihm auch nichts Schlechtes nachsagen. Wirklich schade, daß er sich nicht zugänglicher zeigt.“

„Wie alt ist er?“

„Dreißig.“

„Und die Tochter?“

„Vierundzwanzig.“

„Lebt die Mutter?“

„Nein. Sie starb ein Jahr ehe die Familie hierher zog. Man munkelt so allerhand über ihren Tod — Tatsache ist, daß die Angehörigen nie von ihr sprechen.“

„Sie scheinen überhaupt nicht mitteilbar zu sein“, warf ich ein.

„Ganz recht!“ nickte der Postmeister. „Von ihnen hat man's auch nicht erfahren, daß irgendwo in der Welt noch ein jüngerer Sohn des Herrn Benson lebt. Sie erwähnen ihn nie und schreiben ihm auch nie; ich muß das wohl am besten wissen.“

Unser Gespräch wurde hier unterbrochen und ich benutzte die Gelegenheit, auf die Straße hinauszugehen. Wie überall

in kleinen Orten zur Zeit der Briefausgabe lungerten eine kleine Anzahl Leute vor dem Postgebäude. Meine Absicht war, wie Du Dir denken kannst, mich unauffällig unter sie zu mischen, um diese oder jene Bemerkung über die Bensons aufzufangen, die, nach dem was mir der Postmeister erzählt hatte, oft genug Anlaß zu Redereien geben mochten.

In der Tat war das erste Wort, das ich hörte, der Name Benson. Natürlich spitzte ich die Ohren. Etwas Geheimnisvolles umgab ja die Familie und wenns mir auch nicht im Traume einfiel, sie mit der Falschmünzerverbanne in Beziehung zu bringen, so regte sich doch ein gewisses Interesse in mir.

„Ein Maskenball?“ hörte ich jemand sagen. „Diese Bensons geben einen Maskenball, während sie bisher nicht drei Menschen bei sich empfangen haben.“

„Ja“, bestätigte ein anderer, „einen großen Maskenball. Und was das ärgste ist, sie haben niemand von hier eingeladen, lauter Gäste aus Cleyton, Hollowell und Gott weiß woher. Das wird 'nen tollen Abend geben.“

„Es heißt“, berichtete ein dritter, „Fräulein Carry soll ihren Vater so lange gequält haben, bis er die Erlaubnis zu dem Ball gegeben hat. Es ist ihr Geburtstag und sie wollte durchaus eine Gesellschaft haben.“

„Aber solch' einen Nummenschanz!“ brummte der erste Sprecher. „Hat man je so was in unserem ehrbaren Ort gehört? Ist's nicht geradezu sündhaft, sein Gesicht hinter einer Maskenfranze zu verstecken und in Kleidern herumzulaufen, die kein ehrlicher Christ in anständiger Gesellschaft tragen würde? Ein ganz verwerfliches Treiben! Begreife den alten Benson nicht! Erst sperrt er sein Haus hermetisch ab und dann läßt er solch' eine tolle Wirtschaft zu! Mich hat er nicht eingeladen.“

„Uns auch nicht!“ rief ein halbes Dutzend Stimmen dazwischen.

„Sind dem noblen Herrn wahrscheinlich nicht fein genug“, brummte einer, der wie ein Fleischer aussah. „Habe gehört, er wird seine Tore zusperrn und niemand hereinlassen, der nicht 'ne besondere Karte hat.“

„Bah! Das soll uns wenig stören!“ brüllte ein anderer. „Klettern einfach über den Zaun, wenn wir uns die Geschichte ansehen wollen.“

„Ob der junge Benson sich auch maskieren wird?“

„O, der ist viel zu ernst für solche Possen!“

So schwirrten die Reden durcheinander, als plötzlich Stille eintrat. Während ich mich nach der Ursache dieses jähen Schweigens umschaute, kam ein junger Mann die Straße entlang geritten, in dem man unschwer den Gegenstand der letzten Bemerkungen erkannte.

Er war hochgewachsen, elegant und vornehm aussehend, aber von einer Zurückhaltung des Wesens, die an Stolz grenzte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der letzte Liebesdienst.

Skizze von Ida Großmann.

„Jakob komm', setz' Dich zu mir, ich muß mit Dir reden.“ Mühsam richtet sich der Kranke in die Höhe, das blasse von Schmerzen verzerrte Gesicht, in dem die dunklen Augen fieberhaft glühen, nach ihrem Manne, der am Fenster steht, gerichtet. „Brauchst Du Deine Tropfen, Lene?“

Jakob ist näher getreten, sanft nimmt er die abgemagerten Hände seines Weibes in seine lebenswarmen und setzt sich auf den Bettrande, jede Bewegung, jeden Laut dämpfend, was etwas

Mührendes, Zartes hat, das man dieser Gütegestalt kaum zutrauen würde.

„Kauf' keine Arznei mehr für mich, sie hilft doch nichts und kostet nur Geld. Ich weiß, ich muß sterben, und 's ist mir auch nicht mehr bange davor, aber eines drückt mich, das verfolgt mich im Wachen und Träumen und läßt mir keine Ruhe.“

„Sag', Lene, was ist's? Ich will es von Dir nehmen, und wenn es mein eigenes Leben kosten würde, ich kann mir's ja nicht ausdenken, wie ich ohne Dich weiter leben kann.“

„Denk' Dir's nicht gar so traurig, es ist ja wahr, wir haben es schon gehabt zusammen, in all den sechs Jahren, die wir verheiratet sind, hat's kein böses Wort gegeben — vielleicht war es zu schön. Aber das letzte Jahr war schwer; ich war Dir eine Last, wenn Du mich's auch nicht fühlen liebest. Du hast mich Tag und Nacht mit Liebe und Geduld gepflegt, und nichts war Dir zu viel für mich — doch die vielen Schmerzen haben mich müde gemacht — so müde — ich sehne mich nach Erlösung — auch für Dich ist's höchste Zeit —“

„Lene, sprich nicht so, wenn Du von mir gehst, habe ich das Beste verloren.“

„Aber Du findest wieder Arbeit. Glaubst Du denn nicht, daß ich, trotzdem Du nie davon sprichst, fühle, wie anders es um uns stände, wenn ich nicht krank wäre? Du warst ein tüchtiger Arbeiter, das hat mir der Herr Direktor selbst oft gesagt, mit Freuden hätte er Dich auch in seiner neuen Fabrik angestellt, doch Du konntest ihm nicht folgen, weil Dein Weib schwer krank liegt. Nun geht Deine beste Arbeitskraft mit meiner Pflege verloren. Du hast keine Arbeit, Du suchst und suchst und kannst keine finden. — Wie schön war es, als die Fabrik hier noch im Gange, und ich noch frisch und gesund war! Weißt Du noch, wie wir das grüne Kanapee kauften?“

„Lene, sprich nicht so viel, es schadet Dir, und was hilft es, wenn man sich an vergangene Zeiten erinnert, sie kehren doch nicht wieder.“

„So denke ich nicht. Wenn ich ruhig daliege, und die Schmerzen lassen mir ein wenig Ruhe, dann kehren meine Gedanken zurück in die schöne glückliche Zeit, als noch dort an der Wand das grüne Kanapee stand, und die Blumen am Fenster blühten. Weißt Du noch, wie stolz wir waren, als wir uns die Kaffeekanne und die Tassen mit den Rosenguirlanden kauften? Ach, damals war es schön, im Himmel kann ich mir's nicht schöner denken.“

„Ja, schön war's — dann aber kam das Entsetzliche! Die Fabrik wurde geschlossen, und am selben Tage stürztest Du bei Müllers von der Scheune. Weib, Weib, wenn ich daran denke, wie sie Dich brachten, blutüberströmt und gebrochen, ach, da war der Schluß der Fabrik nichts mehr gegen den Jammer um Dich.“

„Und alle guten Arbeiter sind mit dem Direktor in die neue Fabrik übergesiedelt — nur Du mußtest zurückbleiben. O Jakob, das hat an meinem Lebensmark gezehrt —“

„Lene, wir gehörten zusammen, wäre ich ins Unglück gekommen, Du hättest mich auch nicht verlassen. Aber nun sag' mir noch, was Dich bedrückt.“

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mich nicht vor dem Sterben fürchte, doch mir graut bei dem Gedanken, daß sie mich, wenn ich tot bin, auf die Anatomie bringen, wie die alte Krämersfrau, deren Sohn die Leichenkosten für sie nicht bezahlen wollte. Du würdest sie bezahlen, Jakob, aber Du hast kein Geld und alles, alles was Wert hatte, hast Du schon verkaufen müssen.“

„Beruhige Dich, Lene, Du sollst nicht auf die Anatomie kommen, und müßte ich das Geld stehlen, Du wirst anständig beerdigt, das schwöre ich Dir.“

„Ich danke Dir, Mann, ich weiß, Du hältst Wort, und der liebe Gott wird Dir dazu helfen. Ich war mein Lebtag genierlich und könnte nicht ruhig sterben, wenn ich wüßte —“

„Mache Dir jetzt keine Sorgen darüber. Morgen gehe ich nach L., in einer Universitätsstadt läßt sich immerhin etwas verdienen; die Herren reisen jetzt ab, da kann man das Gepäck befördern und bekommt leicht ein paar Groschen. Leg' Dich jetzt ruhig nieder —“

Lene ist wie tot in die Kissen gesunken, das viele Sprechen hat ihre schwachen Kräfte ganz erschöpft. Was gäbe Jakob, wenn er einen Tropfen stärkenden Weines für sein Weib hätte, doch er besitzt nur noch einige Groschen aus dem Erlös von Lenens bestem Kleide. Fände er doch endlich Arbeit!

Im ganzen Städtchen ist kein Haus, wo er nicht seine Kräfte angeboten, einerlei, zu welcher Arbeit, er war zu allem bereit, doch vergeblich, überall war schon reichliche Hilfe vorhanden.

Was Lene befürchtet, sieht er schon lange kommen, und das drückt auch ihm beinahe das Herz ab — woher soll er das Geld nehmen, um sein geliebtes Weib anständig beerdigen zu lassen?

Den nächsten Tag machte er sich auf den Weg nach der drei Stunden entfernten Universitätsstadt. Lene fühlt sich scheinbar besser, die gestrige Aussprache hat ihr Herz erleichtert, die furchtbare Angst von ihr genommen.

Trotzdem verläßt Jakob sein Weib mit schwerer Sorge. Doch jetzt bleibt ihm keine Wahl mehr, er sieht, wie sie von Tag zu Tag mehr dahin schwindet, will er sein Wort halten, muß er sich beeilen, den letzten Versuch, Geld zu verdienen, zu machen.

So rasch als es die von Sorgen und Entbehrungen geschwundenen Kräfte erlauben, läuft Jakob die heiße, schattenlose Straße entlang. Er kennt den Weg, gar manchmal ist er ihn mit Lene in glücklichen Tagen gegangen. Sie waren beide nicht zur Trauer geschaffen, sie waren fröhlich zu Hause, bei der Arbeit und unter Kameraden. „Der tolle Jakob“ wurde er genannt, war er doch stets zu Scherzen aufgelegt und brachte drollige Vorschläge, wenn es galt, bei einem „Regelschieben“ oder „Verein mit Damen“ für Vergnügungen zu sorgen. Er hatte in seiner Jugend auf einem Gute gearbeitet; dort lehrte ihn der Schweizer, der die Käseerei unter sich hatte, das Jodeln, das Jakob bald besser verstand als sein Meister, und das stets große Heiterkeit unter seinen Freunden erregt hatte.

Nun sind die Zeiten des Glückes dahin, er ist arbeitslos die Freunde sind fortgezogen, und zu Hause liegt sein Weib und kann nicht leben und nicht sterben — wer denkt da noch ans Jodeln.

Im schattigen Garten eines Restaurants sitzen viele Studenten mit ihren ewig durstigen Kehlen, welchen der Kellner kaum Flüssigkeit genug vorsetzen kann. Jakob hat sofort erseht, daß hier große Festlichkeit stattfindet. Er kennt die Herren mit den blauweißen Mützen, sie werden wohl Abschiedskommers feiern. Kurz entschlossen geht er in den Garten und bietet seine Hilfe an, die auch sofort angenommen wird.

Die Gesellschaft Toscania feiert verbunden mit dem Abschiedskommers ihr dreißigjähriges Bestehen. Heute Abend ist im eigenen Gesellschaftshause große Festlichkeit — Jakob ist glücklich im Gedanken, sich dabei etwas verdienen zu können.

Brander, das Faktotum der Toscania, geht gewichtig hin und her, er hat noch viel zu besorgen und mit den Chargierten zu besprechen.

Als er eben wieder den Garten betritt, erblickt er Jakob. „Ei sieh da, der tolle Jakob, hab Dich lange nicht mehr gesehen, was macht das Jodeln?“

„Das ist mir vergangen, Brander, ich sitze tief im Unglück, mein Weib ist krank, und der Direktor hat in L. seine Fabrik geschlossen und in M. mit seinem Schwager eine größere gebaut, da bin ich brotlos geworden.“

„Warum bist Du denn nicht mitgezogen, warst doch immer so wohl angeschrieben bei Deinem Direktor?“

„Weil mein Weib die weite Reise nicht überstanden hätte.“

„Das ist Pech, wirkliches Pech! Ist gut, daß Du heute hierher gekommen bist, da fällt schon etwas für Dich ab, laß nur mich sorgen — doch da kommt mir ein Gedanke — famos, prächtig! Kerl, ich sage Dir, heute machst Du noch Dein Glück!“

Mit diesen Worten läuft der gutmütige Brander weg, und bald sieht man ihn mit einem Herrn in eifrigem Gespräch.

„Jakob, komm mal hierher!“  
Der Angerufene, welcher eben einige Krüge Bier auf den Tisch gestellt hatte, folgt sofort dem Rufe.

„Ich höre eben von Brander, daß Sie jodeln können, darnach sehn Sie zwar nicht aus, wird aber umso besser wirken. Wollen Sie uns heute Abend vorjodeln? Je toller, je besser, und je glänzender die Bezahlung. Machen Sie Ihre Sache gut, lassen wir uns nicht lumpen — also wollen Sie?“

„Ja — ich —“

„Ja oder nein!“

„Ja, ich will!“

„Gut, Brander, Sie nehmen den Mann und gehen mit ihm zu Piffel, da lassen Sie ihm ein Tirolerkostüm geben — natürlich etwas Ordentliches. Es ist freilich dumm, daß ich mich nicht vorher von Ihrer Kunst überzeugen kann.“

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr von Berglas.“  
„Also gut, Brander, Du stehst mit Deinen Ohren für Deinen Schützling ein.“

Jakob ist es wie im Traume. Er hat die Tirolerkleidung angepaßt, sie sitzt ihm tadellos, Brander hat ihm noch bei einem Friseur Haar und Bart zustutzen lassen, nun sieht er wieder aus wie in seinen früheren, guten Tagen, wo er stets etwas auf sein Äußeres gehalten hatte.

Doch kann er noch jodeln? Wird ihm nicht der Ton in der Kehle sitzen bleiben, wenn er an all das Weh denkt, das ihm das Herz bedrückt?

Der große Saal im Hause der Toscania ist festlich erleuchtet. An langen Tafeln sitzen die Herren, alte und junge, in brüderlicher Vereinigung. Der „Landesvater“ hat soeben seinen Abschluß gefunden, nun folgen kleine Vorstellungen komischeren Inhalts mit Beziehungen auf das Emporbühen und Gedeihen der Gesellschaft.

Hinter den Kulissen sitzt Jakob, auf ein Zeichen hat er zu erscheinen. Trotz Branders Zureden hat er noch keinen Tropfen Bier getrunken, und doch ist ihm der Kopf so schwer, die Beine zittern ihm vor Aufregung. Herr von Berglas hat ihm 50 Mark versprochen, zahlbar nach seinem ersten Auftreten, wenn er seine Sache gut mache. 50 Mark, was zitterte ihm das Herz vor Jammer, und es steigt ihm heiß in die Augen. Wozu braucht er das Geld? Nicht, um sein Weib gesund zu pflegen — nein, um sie in die Erde zu betten.

„Jakob, komm heraus!“

Fest preßt der Gerufene die Hand aufs Herz — in Gottes Namen, so sei es!

Die ersten Töne sind unsicher. Ach, jodeln konnte er wohl aus voller Lebenslust, doch nicht ums Geld.

„Du erleichterst Deinem Weibe die Sterbestunde, wenn Du ihr die letzte Bitte erfüllst.“ Dieser Gedanke hilft.

Der Saal erdröhnt von dem Jauchzen und Frohlocken seiner Töne, die sich glodenrein der gequälten Brust entringen.

„Bravo, bravo!“ tönt es begeistert von den Anwesenden.

Herr von Berglas besteigt das Podium und schüttelt Jakob befriedigt die Hände.

„Das haben Sie brav gemacht, Jakob. Nun stärken Sie sich ordentlich, damit Sie später noch einmal auftreten können. Hier“, dabei greift er in seine Brusttasche, „ist die versprochene Summe, ich hoffe, ich kann noch mehr für Sie bei meinen Freunden heraus schlagen, Brander sagte mir, daß Sie unverschuldet in Glend gekommen seien.“

Jakob nimmt das Geld und verbeugt sich steif, dabei rollt ihm eine Träne in den Bart.

„Ein sonderbarer Heiliger, Guer Tiroler“, sagt mit nieselnder Stimme Baron Holm, „erst jodelt er und hernach wird gehult.“

„Gewiß, gewiß, das ist ja eben das Interessante an diesem Manne, auf jeden Fall ist er ein ausgezeichnete Komiker — wo ihn Berglas wohl aufgefunden hat?“

Zu weiteren Fragen ist keine Zeit, die Vorstellungen haben wieder begonnen, ein Witz schlägt den anderen.

Es ist spät, schon 2 Uhr. Jakob, der all die letzten Nächte vor Sorgen nicht geschlafen hatte, ist todmüde. Bis er nach Hause kommt, es es lichter Tag — wenn sich Lene nur nicht ängstigt, sie war des Nachts noch nie allein gewesen — Dirfte er doch zu ihr eilen, ihr das viele Geld zeigen und ihr die letzte Sorge von der Stirn küssen.

„Jakob, nun ist die Reihe wieder an Dir!“

Noch kräftiger, noch jauchzender tönt es durch den Saal, es ist der Ausdruck eines dankbaren Herzens. Die Herren, die nun in animierter Stimmung sind, bemühen sich ihm nachzuahmen — er lockt sie, sie versuchen ihm zu antworten.

„Fünf Mark dem Jodler, wer gibt dazu?“

Herr von Berglas hat es gerufen, von allen Seiten kommt Geld, ehe es sich Jakob versteht, hat er 80 Mark in der Hand. Ohne Aufforderung stellt er sich aufs Podium — ein Jodler, dessen sich kein echter Tiroler zu schämen gehabt hätte, erfüllt die Luft, dann aber versagt ihm die Stimme, geisterbleich wandt der Sänger aus dem Saal.

In Eile, mit zitternden Händen, tauscht er seine Kleidung um und läuft weg. In der frischen Morgenluft kommt er wieder zu klaren Gedanken, und da bricht der Mann in ein Schluchzen aus, als müßte ihm das Herz brechen.

Die Sonne kommt schon hinter den Bergen herauf und erfüllt den Himmel mit ihrem Lichte.

Auch in der Stube, in der Lene liegt, hat sich der blasse Schein des Morgenrots verbreitet. Matt, mit kurzem, hastigem Atem liegt sie in den Kissen; ihre Augen sind nicht geschlossen, sie beleuchten mit ihrem dunklen Schein die blassen Wangen.

„Lene!“

Am Bette sinkt Jakob zusammen, seine Lippen suchen die wächsernen Hände seines Weibes, in welche der Tod schon seine Merkmale gezeichnet.

„Endlich!“ haucht die Kranke, ein Strahl des einstigen Glücks zieht flüchtig über ihr Gesicht und verküßt es.

„Und ich komme nicht mit leeren Händen, ich bringe Geld, viel Geld!“

Mit hastigen Worten berichtet Jakob seinem Weibe das Erlebte.

„Und ich werde in Zukunft mein Talent verwerten, ich werde herumreisen von Ort zu Ort und werde Dir viel Geld heimbringen Du wirst wieder gesund und —“

„Ich danke Dir, Jakob, für Deinen letzten Liebesdienst, ich weiß jetzt, daß Du mir eine schöne Ruhestätte bereiten wirst. Doch bleib' Deinem Gewerbe getreu, in Dir steckt kein Komödiantenblut. Nimm das Wenige, das wir noch haben, verkaufe es und

ziehe nach M., wo Dich Dein Direktor gewiß wieder gern aufnimmt. — Versprich mir das — — Jakob — — es ist meine — — letzte — Bitte — —“

Ein kurzer Kampf tobt durch des Mannes Brust — wie verlockend stand seit den letzten Stunden der neue Beruf vor seinen Augen — dann legt er seine Rechte in ihre kalte Hand und sieht ihr fest in die brechenden Augen, indem er leise flüstert:

„Ich verspreche es Dir, Vene, Du bist mein guter Engel bis zu Deinem letzten Atemzug.“

Stille ist's im Zimmer, die Sonne flutet durchs Fenster, die ersten Strahlen beleuchten ein im Tode selig lächelndes Weib.

(Nachdruck verboten.)

## Kaleidoskopische Wanderstizzen.

Von A. Theinert.

Wen eigene Wahl oder die Laune des Schicksals zum Wandervogel gemacht hat, dem ist's zur Gewohnheit geworden, die Eindrücke, die er während seiner Kreuz- und Querfahrten in sich aufnimmt, zu kontrastieren. In widrigen, ungemüthlichen Situationen kommen ihm reizvolle, liebe Erinnerungen in den Sinn, und umgekehrt. So geht's mir und anderen auch, die viel in der Welt herumzigeunern und nie oder spät erst zu einem seßhaften Leben kommen. Auf so einen ruhelosen „Globetrotter“, dessen kometenartige Bahn manchmal die meinige gekreuzt hat, manchmal mit ihm parallel gelaufen ist, bin ich jüngst hier in der Schweiz ganz unerwartet gestoßen, nachdem wir viele Jahre lang nichts mehr von einander gesehen und gehört hatten. Diese Begegnung ist mir zum Anlaß geworden, einzelne Szenen des wechselvollen Panoramas, das länger als zwei Dekaden an mir vorübergeglitten ist, mit ein paar Strichen festzubannen. Es ist kein fertiges, abgeschlossenes Bild, das ich ausstelle, nur flüchtig hingeworfene Skizzenblätter sind's. Sie erheben keinen Anspruch, den Beschauer dauernd zu fesseln, aber einen wohlwollenden Blick gönnt er ihnen vielleicht doch.

1.

### Ceylon.

Meine erste Bekanntschaft mit den Tropenländern habe ich in Ceylon gemacht.

Die Schraubentwelle unseres nach Singapore bestimmten Dampfers war gebrochen, und hilflos trieben wir, zur Zeit des Monsunwechsels bei totaler Windstille, auf spiegelglatter Meeresfläche etliche Seemeilen von der Küste entfernt. Unsere Marmorschiffe und Flaggen-signale waren von der nächsten Uferstation beantwortet worden, ich aber spürte kein Verlangen, wer weiß wie viele Stunden auf den Schlepper zu warten, der den inwaliden Dampfer nach Point de Galle bringen sollte.

Ein Katamaran hatte sich uns zur Seite gelegt, und seine braunen Insassen erklärten sich bereit, mich als Fahrgast aufzunehmen. Keiner der Reisegenossen wollte von solcher Beförderungsart etwas wissen, sie zogen es sämtlich vor, auf weniger bedenkliche Weise und ohne Verzicht auf die gewohnten Bequemlichkeiten ans Land zu kommen.

Als Sitzgelegenheit gab's in dem wunderlichen Fahrzeug, in das ich gestiegen war, allerdings nichts als zusammengerollte Matte und einen Haufen glitzernder, schlüpferiger Fische, aber wie göttlich dünkte mich die zweistündige Fahrt, als Minute um Minute erst die Umrisse, dann die Farbentöne der unvergleichlich schönen Ufergenieße deutlicher und klarer wurden.

Jrgendwo zwischen purpurschimmernden, von der Brandung leicht bespülten Klippen landen meine Fischer. Ihre Hütten liegen nicht weit ab, eingebettet im Grün der mannigfachen Schattierungen und Formen. Mich führt man nach der nahen, mit der Küste parallel laufenden Kunststraße. Eine Kinder-schar umringt den Fremdling: niedliche, nackte Wesen, die sich die Hände gereicht haben und mit weit offenen, leuchtenden Augen mich anstaunen. „Galle?“ frage ich, meine Führer nicken, und ich marschiere ab ins Unbekannte hinein. Schweigend, die Finger in den Mäulchen, folgen mir die Kinder eine Strecke weit, dann machen sie plötzlich Kehrt wie auf Kommando und remmen laut lärmend heimwärts.

Palmenhaine zur Rechten und zur Linken; der Weg eingefast mit dickkronigen, schattenspendenden Laubbäumen; Durchblicke aufs sonnenbeschiene Meer; da und dort uralte Varien, zwischen deren Luftwurzelsarkaden Hausierer ihren Kram ausgebreitet haben, Bilder und billigen Schmuck feilbietend. In der Gegend hat's ein Fest gegeben; fröhliche Pilgergruppen beleben die Straße. Die Leute sind in schneeiges Weiß gekleidet, bunte Schärpen in malerischen Falten um die geschmeidigen Leiber gewunden. Hübsche Erscheinungen unter dem jungen Volk, aber Männlein und Weiblein schwer zu unterscheiden voneinander. Fein geschnittene Gesichtszüge, sanfte Augen, gold-

bronzene Haut und lange, durch halbkreisförmige Kämmen zusammengehaltene Haare sind beiden Geschlechtern eigen. Alle sind so ziemlich gleich groß und alle sehen aus wie Mädchen.

Jene Fußwanderung haftet in meiner Erinnerung als eine der entzückendsten, die ich je unternommen. Das Spiel der Sonnenstrahlen zwischen den Palmenwedeln, immer das gleiche, und doch immer wieder neu, sättigt die Seele mit einem Empfinden, in dem Wonnetrunkenheit und unsagbares Sehnen harmonisch verschmelzen. Der Nachmittag war da, und Hunger und Müdigkeit stellte sich ein, ehe ich an deren Kommen auch nur gedacht hatte.

Ein kleiner Milchkarren, bespannt mit einem winzigen, munteren Büffel, überholt mich. Der junge Treiber versteht meine Gesten, er hält an und steigt von seinem Sitz herunter, Ich klettere hinauf, und weiter geht die Reise; der Büffel trabend, kopfschüttelnd und schellenklingelnd; der Treiber leichtfüßig nebenher springend; ich in Balanzierkünsten mich übend.

So halten wir eine Stunde später unseren Einzug in Point de Galle, wo der von keinem Zügel gelenkte Büffel nicht eher zum Stillstand gebracht werden kann, bis das gerade seinen Abendorso abhaltende englische „high-life“ der Stadt aus eleganten Equipagen heraus mit mißbilligenden und verächtlichen Blicken den sonderbaren Rauz von einem Europäer gemustert hat, der da auf einem gemeinen Milchkarren hockend und von oben bis unten mit Fischschuppen überzogen, von der Unschicklichkeit solchen Auftretens gar keine Ahnung zu haben scheint — „shocking!“

2.

### Costa-Rica.

Auch eine Tagereise, auch in den Tropen, aber anderer Art als die eben skizzierte, war mein Ritt von der Küste des Stillen Ozeans nach San José da Costa-Rica.

Man hatte mir in Puntas Arenas gesagt, die Tour nach der Hauptstadt sei in vierundzwanzig Stunden ausführbar, und so machte ich mich denn, in der Absicht, die Nachtkühle auszunutzen, an einem Nachmittage auf den Weg. Ein Irrereiten war ausgeschlossen, denn es führt vom Hafen nach dem Innern nur eine Straße, die solche Bezeichnung verdient. Auf dieser Verkehrsstraße, auf der alle Waren befördert werden müssen, die das Land verlassen oder ins Land hineinkommen, herrscht während der Saison nach der Kaffee-Ernte reges Leben. Tausende von Menschen- und Tierfüßen, hunderte von Karrenrädern wirbeln beständig den Staub auf.

Die Straße ist ein Meisterwerk der Ingenieurkunst: solid fundamementiert im Alluvialboden des Tieflandes und dann in kühnen Zickzacks die Felsengänge bis zum Hochplateau erklimmend. Der größere Teil der Strecke ist mit Bäumen eingesäumt, deren ineinander greifende Äste dichte Laubdächer bilden. Es fehlt der Gegend nicht an Palmen, nicht an üppigem Blumenflor; die Luft ist geschwängert mit Wohlgeruch; alles, was die Herrlichkeit der Tropen ausmacht, ist vorhanden; die natürlichen Schönheitsbedingungen sind in Costa-Rica gegeben, aber die Menschen dort haben keinen Sinn für Schönheit, sie stehen nicht in Harmonie mit der Natur. Es verlohnt sich wohl, über die großartige Kunststraße zu wandern, zu einem Gegenstand lieber Erinnerung aber wird sie dem Wanderer nicht.

Viele der Allesbäume sind in ihrer Jugend mit Beil und Machete mißhandelt worden und unschön aufgewachsen. Dickste des Sedenbambus drängen sich dazwischen, und wo von draußen her Palmen und Bananen die Köpfe über den Straßenrand neigen, sind sie auch meist verstümmelt. Bis in Meterhöhe hat alle sichtbaren Stämme, Äste, Zweige, Blätter und Blüten eine harigebackene Schmutzkruste überzogen; höher hinauf bedeckt grauer Staub die Vegetation.

Das sind unverkennbare, aber für den Naturfreund nicht sonderlich schätzenswerte Merkmale eines lebhaften Handels und Wandels im Lande.

In anderen, noch weniger lieblichen Wahrzeichen der Zivilisation fehlt's auch nicht. Jede Viertelmeile oder in noch kürzeren Abständen von einander — ausgenommen da, wo die Straße ohne ebenes Seitenterrain an senkrechten Felswänden und Abgründen durch die unwirklichsten Gegenden der Nordilleren sich windet — haben Kneipen, vereinzelt, auch in Gruppen, sich etabliert: ebenda, vorn in ihrer ganzen Breite offene Schuppen, hinten mit einem Alkoven, in dem die Wirtleute abwechselnd der Ruhe pflegen. Der Musikant ruht in allen vierundzwanzig Stunden des Tages nur dann, wenn einmal ausnahmsweise gar keine Kunden da sind. Jede dieser Spelunken hat einen Anhang gewerbmäßiger Spieler, die als Teilhaber zum Etablissement gehören oder an den Eigentümer hohe Renten zahlen für das Recht, in dessen Bude ihr Handwerk betreiben zu dürfen.

Verwildert dreinschauende, im Staube watende Treiber schimpfen ohne Unterlaß auf ihre Zugtiere, auf ihre Genossen und vorab auf ihre Weiber. Die thronen hoch oben auf den Kaffeetischen, schneiden ihren fluchenden Cheherren höhnische

Fragen oder schreien die hinter dem Karren herlaufenden, in den aufwirbelnden grauen Wolken schier verschwindenden Kinder an. Bei jeder Schänke, die der Zug passiert, schwenken die Männer ab, die Kehlen anzufeuchten oder rasch ihr Glück im Spiele zu versuchen, dieweil die Weiber keifend weiterfahren. Rede zwischen einander Begegnenden wird nie anders als in lästerlichen Worten ausgetauscht, und selten vergeht eine Viertelstunde, in der man nicht Zeuge eines Kaufhandels werden kann.

Nach Sonnenuntergang wird die Szene grotesk. So weit das Auge schauen kann, säumen die Straßen flackernde Feuer ein, deren Schein wechselnde Streiflichter wirft auf die lagernden Menschengruppen, auf die gemächlich das vorgeworfene Futter kauenden Ochsen. Hübsche Jünglinge und Mädchen, darunter auch blondhaarige, sieht man gar nicht selten; reines kastilianisches Blut pulsiert in den Adern vieler Costarikaner. Es steckt ein rechter Kern in dem Volke, der leichte Erwerb aber hat der ungezügelten Hingabe an alle Impulse der Leidenschaften Vorjuch geleistet und den Charakter der Leute verdorben.

In Nicaragua, durch das ich gekommen, herrscht in den Kreisen der um solche nächtlichen Lagerfeuer Versammelten harmlose Fröhlichkeit; die Mandolinen gehen von Hand zu Hand; das einfache Mahl wird gewürzt durch munteres Geplauder und herzliches Lachen.

Anderwärts in Costa Rica; hier sucht jeder Anregung und Zerstreung immer und immer nur an den durch qualmende Fackeln erhellten Schank- und Spieltischen, die allzeit umringt sind von einer dicht zusammengedrängten Masse entblößter, fettig glänzender Nacken und Schultern, wirrer Haare und stierender Augen. Der Bankhalter sitzt an der Montafel, seine Helfershelfer, die langen blinkenden Messer in den Fäusten, stehen ihm zur Seite. Alle paar Minuten tritt während des Kartenteilens Grabesstille ein, dann plötzlich lärmende Ausbrüche, Verwünschungen, Flüche, ein Wirbeln von Armen, ein In- und Durcheinander des Menschenmäuels. Gelegentlich artet ein solcher Tumult in gefährliche, mörderische Streitereien aus, und ich mache, daß ich weiterkomme, heraus aus der faulen, ekelregenden Atmosphäre der mit ranzigem Fett gespeisten Fackeln und den Ausdünstungen der schmierigen Kerle. Geschossen wird selten, Revolver tragen nur wenige; Differenzen werden in der Regel mit der blanken Klinge ausgefochten.

Weilen und Weilen ritt ich zwischen diesen häßlichen Szenen. Der wüste Lärm hallte wider in den Laubarkaden der von phantastischem Feuerchein umschwebten Straße.

Ein Bombämonium für Auge und Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus aller Welt.

**O K Korea und die Koreaner.** Die letzten Nachrichten über Korea, das „Land der Morgenstille“, wie es seine Bewohner nennen, stammen von dem russischen Forschungsreisenden P. Schmidt, der im Auftrage der Kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft das Land bereist hat. Bis heute ist diez nur mit Mühe und selten gelungen: die Koreaner sind mit gutem Grund unduldsam gegen Fremde geworden. Die Natur dieser Halbinsel erinnert am meisten an Italien. Lange Zeit war Korea unaufhörlich der Bankapfel zwischen den verschiedenen Reichen, hauptsächlich zwischen China und Japan. Erst vom Jahre 1894 ab hörte seine Abhängigkeit von China auf. Die blutigen Ereignisse, von denen seine Geschichte erzählt, hatten als Ergebnis, daß in Korea fast gar keine selbständige Kultur besteht; es trägt zum größten Teil das Gepräge, das ihm seine Bezwingler aufgedrückt haben. Manche der sittlichen Anschauungen der Koreaner, die Schmidt beschreibt, rufen durch ihre Naivität ein unwillkürliches Lächeln hervor. Die Koreaner werden z. B. als vollgiltig erst gerechnet, wenn sie in die Ehe treten, und da die Nichtverheirateten als Varias in ihrem Volke angesehen werden, so verheirateten sich die Koreaner schon als reine Kinder, mit 11 bis 12 Jahren, obendrein mit Frauen, die ihre Mütter sein könnten. Die Unverheirateten sind in ihren bürgerlichen Rechten beschränkt und müssen den Verheirateten hohe Ehrenbezeugungen erweisen. Das äußere Erkennungszeichen der Verheirateten ist eine breite, fast über den ganzen Kopf reichende ausgeschorene Stelle, wobei nur an den Händen lange Haare stehen bleiben; diese werden wie ein hoher Tannenzapfen über dem Kopf zusammengebunden und bilden den schönsten Schmuck des Koreaners, dessen Aufbau bei einem Verheirateten nicht weniger als eine Stunde beansprucht. Um die Frisur nicht zu zerstören, schlafen die Koreaner nicht auf Kissen, sondern auf einem schmalen hölzernen Pflock. Die ledigen Männer tragen einen gewöhnlichen Zopf. Die Koreanerinnen, die in den Augen eines Europäers abschreckend häßlich sind, be-

decken ihr Gesicht, wie mit einer Maske, mit roter und weißer Schminke. Sie gehen, wie auch die Männer, immer weiß gekleidet; sich grell und bunt anzuziehen, ist das Vorrecht der koreanischen Mönche, Kinder und Beamten. In dem Schnitt erinnert die Kleidung an die chinesische. Das sehr arme Volk nährt sich hauptsächlich von Reis, zum Teil mit türkischem Pfeffer, ferner von gekochten Gurken mit Castoröl, und bisweilen einem Stückchen Rindfleisch. Milch gilt als nur für Kühe geeignet, von Butter wissen sie nichts, und Käse brauchen sie nur als Zugvieh. Die Koreaner trinken auch kein Wasser, sondern eine trübe Reisbrühe; Tee und Seife sind ganz, Glas fast ganz unbekannt. Vor Krankheiten retten nur die „Schamanen“, die Zauberer; an den Grenzen des Dorfes sind Stride ausgespannt, um die Krankheiten zu verhindern, hereinzukommen. Auch Amulette und Stangen längs dem Wege sollen Krankheiten verhindern. Diese Mittel sind so wirksam, daß es schwer fällt, einen Koreaner zu finden, dessen Gesicht nicht von Blattern bedeckt wäre. Die Koreaner sind ein friedliches, freiheits- und arbeitsliebendes Volk, das viele Mühe auf den Reisbau verwendet; ihr Land eignet sich zu Handel und Ackerbau und ist nicht arm an natürlichen Hilfsquellen. Trotzdem ist es bis jetzt das Land der Lehmhütten und des fast ausschließlich kupfernen Geldes, ein Land, in dem beinahe die ganze Bevölkerung in Stroh- oder Hanflumpen einhergeht. Die Häuser der Koreaner sind elende, strohgedeckte Hütten, ohne jedes Möbel. Unter dem Fußboden gehen die Rauchfänge durch, so daß es während des Heizens nicht ungefährlich ist auf dem Boden zu schlafen. Die Lehmwände sind mit Papier ausgeschlagen und haben Papierfenster. Auch die Häuser vornehmer Koreaner und des koreanischen Kaisers selbst unterscheiden sich kaum von den anderen Wohnungen. Der Ahnenkult ist sehr entwickelt; drei Jahre trauert man um einen Verstorbenen, und ein Kastanienholzstäbchen mit dem Namen des Verstorbenen wird bis in die vierte Generation aufbewahrt und mit Opfern bedacht. In der Beamtenschaft blüht das Bestechungswesen, was sich zum Teil daraus erklärt, daß die Beamten ihr Gehalt nicht erhalten. Recht hat immer, wer mehr gegeben hat. Alle Unternehmungen und der ganze Handel kommen in die Hände der Japaner, sie verkaufen ihre Ware billig in Korea, instruieren das Heer, nehmen große Gebiete ein; sie erwerben sogar solche Orte, die nach koreanischem Gebrauch für Ausländer nicht zugänglich sind. Die Koreaner hassen die Japaner von Herzen, können aber nichts tun.

**Die Selbstmordfrage.** Eine recht traurige Statistik hat Professor Bailen von der Yale-Universität bearbeitet, indem er möglichst sämtliche Selbstmorde feststellen und klassifizieren will, die in den Vereinigten Staaten während der Jahre 1897 bis 1901 geschehen sind. Nicht weniger als 10 000 Fälle sind zu seiner Kenntnis gekommen, an denen 7781 Männer und 2219 Frauen beteiligt sind. Die überwiegende Neigung des männlichen Geschlechts zum Selbstmord ist bereits bekannt; nach jenen Ermittlungen beträgt das Verhältnis der Selbstmorde bei Männern und Frauen etwa 3½ : 1. Das Alter, in dem der Selbstmord am häufigsten begangen wird, liegt zwischen 30 und 40 Jahren, jedoch scheint der Lebensüberdruß zwischen 20 und 30 nicht viel weniger häufig zu sein. Jedenfalls geschehen fast zwei Drittel der erwähnten Selbstmorde im Alter zwischen 20 und 50. Beachtenswert ist ferner die Verteilung mit Bezug auf die gesellschaftliche Stellung. Bisher hat man immer angenommen, daß unverheiratete Personen mehr zum Selbstmord neigen als verheiratete, jedoch findet sich dieser Satz in den von Professor Bailey ermittelten Beispielen nicht bestätigt. Von jenen 10 000 Selbstmorden fielen 4054 auf unverheiratete und 4807 auf verheiratete Personen, weiterhin noch 679 auf verwitwete, 198 auf geschiedene. Die gefuchteste Art des Selbstmordes ist das Erschießen, demnächst das Vergiften. Die häufigste Ursache ist Verzweiflung, und unter den Gründen sind scheinbar Geschäftsverluste wichtiger als schlechte Gesundheit, Geistesstörung, Liebesgram oder Trunksucht. Selbstmorde wegen Alkoholismus sind bei Männern siebenmal, Selbstmorde infolge von Geschäftsverlusten dreizehnmal häufiger als bei Frauen. Der Montag ist für die Begehung von Selbstmord der beliebteste Tag, nach ihm der Sonntag, also nicht der von abergläubischen Menschen meist verdächtige Freitag. Am Sonnabend finden die wenigsten Selbstmorde statt, was man ohne Zweifel als einen Beweis für die Berechtigung und Notwendigkeit des wöchentlichen Ruhetages ansehen kann. Von Männern wird der Montag, von Frauen der Sonntag bevorzugt; letzteres ist vielleicht durch eine Teilnahme religiöser Erregungen und Gewissensbisse zu erklären, jedoch scheinen auch die meisten häuslichen Störungen, die zum Selbstmord führen, am Sonntag vorzukommen.

**Th. Neue Heizstoffe.** Die Anzeige einer neuen Erfindung zwecks Herstellung oder Verwertung von Brennstoffen verfehlt niemals, eine große Aufmerksamkeit zu erwecken. Die Tatsache, daß von dem, was wir in unseren gewöhnlichen Stubenöfen verbrennen, nur etwa ein Drittel oder im besten Falle die Hälfte

zur Heizung des Zimmers wirklich ausgenutzt wird, darf die Vertreter der Technik nicht ruhen lassen, ehe diese Verschwendung nicht erheblich eingeschränkt worden ist. Unter den Neuigkeiten auf dem Gebiet der Heizstoffe finden sich selbstverständlich auch mancherlei minderwertige Versuche, jedoch auch sehr beachtenswerte Erfindungen. Von den Erzeugnissen der letzten Zeit verdient ein amerikanisches wegen seiner **Merkwürdigkeit Erwähnung**. Ein Ingenieur namens Atkinson aus Boston hatte bei einem Streifzug über Land eine Stelle ausfindig gemacht, wo ein üppig wuchernder Wuchs von Jaruträutern den Boden mit einer schwarzen Schicht zerfallener Pflanzenreste in etwa einem Meter Höhe bedeckt hatte. Er nahm etwas von diesem Stoff mit und stellte fest, daß die Masse nach erfolgter Trocknung ausgezeichnet braunte. Dieser kleine Versuch führte zu weiterer Prüfung. Der schwarze Stoff hatte nach der Herausnahme aus dem Boden ein Gewicht von etwa einem Zentner für den Kubikfuß und glich einem braunen Schlamm, in den hier und da Zweige, Wurzeln und andere noch erkennbare Pflanzenteile gemischt waren. Nach gründlicher Trocknung verlor die Masse an Umfang etwa ein Fünftel und an Gewicht etwa die Hälfte. Ihre Zähigkeit und Dichte wurde durch mäßigen Druck während des Trocknens gesteigert. Nach dieser Behandlung glichen die dichteren Stücke an Härte etwa Nichtenholz, nach völliger Austrocknung in einer Retorte aber vollkommen einer guten Kohle. Untersuchungen über den Heizwert zeigten, daß der Schlamm bei vollständiger Verbrennung 9600 bis 14 000 Wärmeeinheiten in jedem Pfund ergab. Danach wäre zu schließen, daß der Stoff nach vollendeter Behandlung in seiner Wärmeabgabe eine erstklassige amerikanische Dampfkohle bis zu 65 bis 90 v. H. ersetzen kann. Dies Ergebnis bedeutet, daß der neue Brennstoff erheblich besser sein würde als viele Kohlenarten, die für häusliche und industrielle Zwecke benutzt werden. Das von Atkinson entdeckte Lager dürfte etwa 400 000 Zentner lufttrocknen Pflanzenschlamm enthalten, der dem Heizwert von mindestens 12 000 Tonnen guter Kohle gleich zu schätzen wäre. Außerdem gibt die Masse so viel brennbares Gas ab, daß ihre Trocknung fast nichts kosten würde. Der Heizstoff brennt mit roter Flamme und hinterläßt nur 6 bis 11 v. H. weicher Asche. Versuche haben gezeigt, daß er in manchen metallurgischen Prozessen und als Ersatz für Holzkohlen auch in der Bearbeitung von Eisen vorzüglich zu gebrauchen ist. Derartige Lager von Pflanzenschlamm scheinen im östlichen Teil der Vereinigten Staaten eine große Ausdehnung zu besitzen, so daß die Möglichkeit einer Ausnutzung wirklich zu einer bedeutenden Frage wird. Die Zeitschrift „Iron Age“ (Das eiserne Zeitalter) äußert die Ansicht, daß diese Reueit größerer Aufmerksamkeit würdig sei. Wo Kohle in der Nähe reichlich vorhanden sei, könne allerdings kein anderer Heizstoff mit ihr in Wettbewerb treten; jedoch gäbe es weite Flächen auf der Erde, wo die Kohle nur unter erheblichen Transportkosten beschafft werden könne, und für solche Gegenden wäre die Möglichkeit einer Ausnutzung von Moos- und Graskohlen zur Erzeugung von Hitze, Kraft und Licht eine Aussicht von größter Tragweite. Da auch in anderen Staaten, namentlich in Schweden, in England, aber auch in Deutschland gerade jetzt eingehende Versuche mit der größeren Ausnutzung unserer Torflager angestellt werden, so dürften die Forschungen von Atkinson ein allgemeineres Interesse finden.

(Nachdruck verboten).

## Rätsellecke.

### Bilderrätsel.



### Scherzrätsel.

Er wird wohl demnächst Erzellenz.  
Er ist der Stolz des Regiments.  
Hat manchen hohen Orden.  
Doch fehlt er ihm, was wird daraus?  
Die Mutter bracht's vom Markt nach Haus.  
Verzehrt ist's von uns worden.

### Gruppenrätsel.

bte, cht, dre, für, gie, hab, len, ner, nie, see, ser, sni.  
Vorstehende Buchstabenruppen sind so zu ordnen, daß sie im Zusammenhang gelesen einen Sinnspruch ergeben.

### Tauschrätsel.

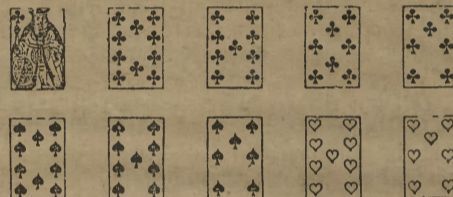
Mann, Dame, Hand, Zeit, Mais, Bier, Wald, Kiel, Rind.  
Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Wort zu bilden, doch so, daß die neu eingefügten Buchstaben eine Krankheit benennen, von der jetzt viele geplagt werden.

### Logogriff.

Mit r, da ist es festhaft in der Stadt.  
Kredit bekommt, wer ohne r es hat.

### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;  
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).  
V, der Vorhandspieler, hält auf folgende Karte bis Null ouvert.  
aK, 10, 9, 8, 7; b10, 9, 7; c9, 7.



M will ihm jedoch das Spiel nicht lassen, da er die drei ältesten Jungen, zwei Asse, zwei Buben, einen König und zwei Ober (Damen) hat, überdies in einer Farbe blank ist. Er reizt deshalb bis Großspiel. Dies behält er denn auch, verliert es aber, da er nur bis 55 kommt. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

### Auflösung des Bilderrätsels.

Bricht ein Ring, reißt die Kette.

### Auflösung des Wortquadrat-Rätsels.

|      |       |        |      |
|------|-------|--------|------|
| Hand | Amor  | Note   | Drei |
| Alma | Maus  | Ostern | Rose |
| Mil  | Onkel | Tag    | Eule |
| Dora | Riese | Elbe   | Igel |

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Vierzügiges Selbstmatt von Fischer: W. Kb4, Dg2, Lf4, Se4, e6, Tb1, d1, Ba5, b3, d3, f2, f5, g3, g6; Schw. Ke2, Lf3, Ba6, b2, b5, d6, e7, f6, g4, g7.)  
1. Se4-g5, fg; 2. Lg.; d5; 3. Lh4, d4; 4. Sg5. —  
1. . . ., d5; 2. Le7, d4; 3. Lb8, fg; 4. Se7. —

Wichtige Lösungen gingen ein von: Erich Blumme, C. B., Hedwig und Leo Seelig, Max Lawrenz, August Schwantes, Otto Winter, Willy Gröschke, Bromberg.